

## AUSSTELLUNGSERÖFFNUNG KASSIBER. VERBOTENES SCHREIBEN

Mit Ulrich Raulff, Herbert Wiesner und Fritz J. Raddatz<sup>1</sup>

ULRICH RAULFF Herzlich willkommen Herr Liao. Sehr geehrte Mitglieder des PEN, meine sehr verehrten Damen und Herren. Es gibt Ausstellungen, von denen man weiß, dass man sie machen muss. Und dennoch schiebt man sie vor sich her. Warum? Vielleicht, weil man sich vor ihnen fürchtet. Weil man sie für ästhetisch ungenügend hält. Oder, weil sie einem unheimlich sind. Wir haben diese Ausstellung eine Weile vor uns hergeschoben. Wir wussten, dass wir sie machen mussten. Wir wussten, dass sie in ästhetischer Hinsicht problematisch sein würde. Und wir fühlten, dass sie uns unheimlich war. Kassiber – verbotene Schriften, unterdrückte Nachrichten, geschmuggelte Botschaften, Texte, die sich wie Schreie anhören, und andere, die flüstern. Flüstern, das wie ein Selbstgespräch klingt oder wie ein Gebet. Es ist eine Ausstellung, die einen ernsten Gegenstand hat.

Schon früh war uns klar, dass wir »Kassiber« nicht zu buchstäblich nehmen dürften. Wenn wir uns in strenger Ausschließlichkeit auf die kleinen Zettel beschränkt hätten, die in der Haft von Zelle zu Zelle oder von Häftling zu Anwalt wandern, hätten wir uns um manche Einsichten und um manches Erstaunen gebracht, um manches, was das große Phänomen des Schreibens-trotz-allem erhellt. Denn dies ist der eigentliche Gegenstand dieser Ausstellung. Nicht das Verbot, sondern das, was ihm widersteht. Nicht das Gesetz, sondern das, was es unterläuft. Schreiben trotz allem. Schreiben am Nullpunkt der bürgerlichen, moralischen und rechtlichen Existenz. Schreiben im Angesicht des Todes und der Bedrohung mit Haft und Verbannung, Schreiben in der Situation totaler Erniedrigung und Hoffnungslosigkeit. Schreiben trotz allem.

Wer die Reihe unserer Ausstellungen in den vergangenen sieben, acht Jahren verfolgt hat – soweit sie sich nicht einzelnen Autoren widmeten, sondern sich mit quer zu den Namen laufenden Fragen und Themen wie Ordnung oder Schicksal beschäftigten –, der weiß, dass wir uns besonders für die Orte und Situationen der

---

<sup>1</sup> Der folgende Text basiert auf einem Mitschnitt der Eröffnung der Ausstellung »Kassiber. Verbotenes Schreiben« am 27. September 2012.

literarischen Kreation, den Akt und den Augenblick des Schreibens interessierten. »Interessiert« ist ein viel zu schwaches Wort für die Faszination, die diese Situationsanalysen auf uns ausgeübt haben. Auch hier, in dieser Ausstellung, geht es um Situationen, sogar Extremsituationen des Schreibens. Es geht um das Schreiben in der Haft, im Lager, auf der Flucht, in der Verbannung. Es geht um ein Schreiben unter größtem existenziellem Druck und in dem Bemühen, sich wider das Verbot dennoch zu verständigen mit den Anderen, draußen oder mit sich selbst. Der eine schreibt, weil er Nachrichten in die Außenwelt befördern will: Ich lebe, ich liebe dich, tu dies und das, sag den Anwälten Folgendes ... Der andere schreibt, weil er Nachrichten aus der Innenwelt empfängt, weil er im Zwiegespräch mit seiner Seele steht. Wogegen fast alle schreiben, liegt auf der Hand: gegen den Zensor, gegen die Unterdrückung, die Schergen, den Tod.

Und alle schreiben gegen einen gemeinsamen Feind, den schlimmsten Feind des Gefangenen: die Zeit. »Time is the evil« schreibt Ezra Pound, der Dichter im Käfig von Pisa. Wofür, oder besser: Worum die Einzelnen schreiben, bleibt ebenfalls selten im Ungewissen. Sie schreiben, um ihr Leben zu retten. Sie schreiben, um den Verstand nicht zu verlieren. Sie schreiben, um ihre Würde zu bewahren. Der Schreibakt wird zum Akt der Selbstrettung, grade auch für die, denen keine Hoffnung mehr auf Rettung bleibt – in der Todeszelle. Im Akt des Schreibens erschließt sich der Gefangene, der Verbannte, der Versteckte einen inneren Raum. Das kann der Raum der Literatur sein, wie im Fall Dostojewski, der Raum der Natur, wie bei Rosa Luxemburg, oder der des Glaubens, wie bei Moltke. Den Kerkerwänden, die ihn umgeben, setzt der Schreibende die überlegene Macht des Wortes und der Schrift entgegen. Kann es ein größeres, ein passenderes Thema für ein Museum der Schrift und der Literatur geben?

Es kann allerdings auch kaum ein schwierigeres Thema geben, denn ihrer Natur nach wollen Kassiber unsichtbar bleiben. Sie machen sich klein bis zum Verschwinden, sie maskieren und tarnen sich. Kassiber sind geistige und materielle Fluchtfahrzeuge. Sie suchen, sich aus der Sichtbarkeit zu schleichen. Sichtbarkeit aber ist das Medium des Museums und der Ausstellung schlechthin. Kassiber, das Schreiben im Verborgenen, das ist die Antimaterie des Museums. Wie will man ausstellen, was sich der Ausstellbarkeit entzieht? Erwarten Sie, wenn Sie diese Ausstellung besuchen keine spektakulären oder besonders schönen Objekte. Wer um sein Leben oder um seinen Verstand schreibt, gibt nichts auf Buchmalerei oder Kalligrafie. Kassiber sind keine Rubens oder Tizians. Sie sind nicht einmal besonders schöne Handschriften. Sie sind Kunstwerke der Verdichtung und der List. Wer sie ausstellen will, muss List gegen List setzen. Das zu tun, hat uns, die Ma-

cherinnen und Macher dieser Ausstellung, gereizt. Auch das gehört mittlerweile zu den jungen Traditionen unseres Museums. Sich an die Phänomene zu wagen, die an den Rändern der Sichtbarkeit hausen.

Umso wichtiger werden die Geschichten, die diese unscheinbaren Objekte umgeben. Jedes der vielen Objekte unserer Ausstellung ist Träger einer Geschichte. Sie finden sie in Kurzform an der Vitrine oder ausführlicher im Katalog erzählt. Viele dieser Geschichten sind anrührend, bewegend, ja, erschütternd. Wir haben uns bemüht, sie gleichwohl ohne Pathos zu erzählen. Wir wollen nicht moralisieren, wir wollen auch nicht sentimentalisieren. Wir vertrauen auf die Kraft, ja, die Gewalt der Objekte, nicht auf die Kraft unserer zeigenden oder erläuternden Rede. Nicht alle der Geschichten, die zu den Objekten gehören, sind persönliche, individuelle, existenzielle Geschichten, nicht immer geht es um politische Biografien. Einige Geschichten sind auch kleine Literaturgeschichten *in nuce*. Wer in der Haft, im Lager und in der Verbannung schreibt, weiß, dass andere ihm vorangegangen sind, auch andere Autoren. Er sieht sich und stellt sich in eine Tradition. Ich bin Ovid. Ich bin Oscar Wilde. Ich bin alle Gefangenen der Weltgeschichte.

In der politischen Bewertung der gezeigten Zeugnisse haben wir uns zurückgehalten. Wir zeigen Objekte aus weit entfernten Zeiten und politisch gänzlich unterschiedlichen Kontexten. Man hat uns vorgeworfen, dass wir Texte und Schriftstücke von Autoren nebeneinander legen, zwischen denen politisch und moralisch unüberbrückbare Gräben klaffen. Wer so argumentiert, hat von der Aufgabe des Archivs nichts verstanden. Unsere erste Aufgabe ist die Dokumentation der Überlieferung, nicht ihre Selektion nach Kriterien der politischen Moral. Dass ein Schrei nach Freiheit und Gerechtigkeit von den Objekten dieser Ausstellung ausgeht, wer will das überhören? Aber auch dieser Laut geht von den Objekten aus und nicht von unseren Diskursen.

Irgendwann im Verlauf der Arbeit, die zu dieser Ausstellung führen sollte, war uns klar, dass wir es nicht bei einer historischen Zeigegeste belassen konnten. Die Unterdrückung kritischen Geistes und das Schreiben dagegen, das Schreiben-trotz-allem, endet nicht irgendwann mit dem 20. Jahrhundert. Es endet nicht mit der historischen Sammlungsgrenze eines Archivs, die der Gegenwart im Abstand einer Generation folgt. Um in der Jetztzeit und in der Realität einer Welt anzukommen, die nicht an den Rändern des Deutschen endet, haben wir uns an den PEN gewandt. Dank der Mitwirkung des PEN, hier und heute vertreten durch seinen Generalsekretär Herbert Wiesner, dank seinem Programm ›Writers in Prison‹ konnten wir den Sprung in die politische Aktualität dieser Tage schaffen, und zu

den Texten und Kassibern, die nach wie vor geschrieben werden. Das Schreiben-trotz-allem, das hat nichts von seiner Notwendigkeit, von seiner Brisanz verloren. Diese Tatsache, durch seine Beteiligung an unserer Ausstellung und unseren Katalog sinnfällig gemacht zu haben, dafür danke ich dem PEN, dafür danke ich ihnen, lieber Herr Wiesner, und ihren Mitstreitern. Diese Ausstellung ist zum guten Teil ein Gemeinschaftswerk. Die Idee zu ihr verdanken wir Helga Raulff. Diese Idee in ein Suchkonzept für das Archiv – unser Archiv und einige andere Archive – zu übersetzen, danach zu recherchieren, war das Werk etlicher Kolleginnen und Kollegen dieses Hauses.

Ich nenne, mit meinem Dank verbunden, Heike Gfrereis, Ellen Strittmatter, Arno Barnert, Ulrich von Bülow und Jan Bürger. Sie sind zugleich die Autoren der zahlreichen kurzen Essays, die unseren Katalog zu einer spannenden Lektüre machen. Die Realisierung der Ausstellung lag in den Händen von Heike Gfrereis und Ellen Strittmatter. Unterstützt wurden sie von den Kolleginnen und Kollegen Dietmar Jaegle, Karl Lempp, Vinca Lochstampfer, Annika Christof, Johannes Kempf, Susanne Boehme und Anaïs Ott. Die Gestaltung lag in den bewährten Händen von Diethard Keppler, Marcus Wichmann und den Mitarbeitern von Space4. Für ihre ungewöhnlich gute und erfolgreiche Pressearbeit danke ich Alexa Hennemann. Frank Druffner danke ich für seinen großen Beitrag zum Gelingen des heutigen Abends. Vielen Leihgebern und Ratgebern wäre an dieser Stelle zu danken. So vielen, dass ich darauf verzichten muss und auf das Impressum des Katalogs verweisen darf. Ich will aber nicht versäumen, jenen zu danken, die uns zu den Stücken, die sie uns vermittelten oder leihweise zur Verfügung stellten, auch noch Texte schrieben. Ich danke den Autoren Jeremy Adler, Doğan Akhanlıs, Pamela und Wolf Biermann, Klaus von Dohnanyi, Tankred Dorst, Felix Ensslin, Fritz Rudolf Fries, Gerd Giesler, Hermann Kant, Liao Yiwu, Ulrike von Moltke, Khalil Rostamkhani, Gerd Ruge, Volker Schlöndorff, Mansoureh Shoajeeh, Amir Valle und Christof Wackernagel. Schließlich danke ich für finanzielle Unterstützung der Ausstellung und ihres Rahmenprogramms dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und der Wiedeking-Stiftung Stuttgart.

Ich bin am Ende und sollte am Anfang sein. Denn die beiden, die ich jetzt nennen und begrüßen will, sind – und damit trete ich Ihnen, meine verehrten Damen und Herren, sicherlich nicht zu nah – die wichtigsten Gäste des heutigen Abends. Ich bin sehr glücklich darüber, dass Sie, verehrter Herr Raddatz, heute zu uns gekommen sind, um den Eröffnungsvortrag zu übernehmen. Wir konnten uns keinen besseren Redner für den heutigen Abend vorstellen. Es wäre so vieles zu nennen, was Ihnen diesen Rang verleiht. Ihre persönliche Herkunft und Vergangen-

heit ebenso wie Ihre intime Vertrautheit mit der Geschichte der Literatur und des Schreibens. Ihre bekannte literarische und rhetorische Brillanz lasse ich unerwähnt, sie wird sich heute Abend aufs Neue beweisen. Meine Damen und Herren, freuen Sie sich mit mir auf Fritz J. Raddatz.

Ich weiß dem PEN Dank dafür, dass er die Verbindung zwischen uns hergestellt hat, und ihnen, Herr Liao, bin ich sehr verbunden dafür, dass sie heute unter uns sind, zu uns sprechen und für uns musizieren werden. Dank dafür, dass sie uns erlauben, Originale von ihrer Hand, Kassiber aus ihrer Haft im Museum auszustellen. Mein Dank auch dafür, dass ihre Übersetzerin, Frau Betz, und ihre Verlegerin, Frau Schöller, heute Abend bei uns sind. Ihr ergreifender und zugleich literarisch meisterlicher Bericht, Herr Liao, aus einem chinesischen Kerker hat ihnen im vergangenen Jahr den Geschwister-Scholl-Preis eingetragen. In zwei Wochen werden sie als der diesjährige Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels geehrt. Vor ihnen verneigen wir uns schon jetzt. Und nun darf ich das Wort an den Generalsekretär des PEN, Herbert Wiesner. Vielen Dank.

HERBERT WIESNER Lieber Vorredner, Ulrich Raulff, liebe Heike Gfrereis, hochgeehrter Herr Raddatz, liebe Frau Eisenring, liebe Tienchi Martin-Liao, liebe Mansoureh Shoajeeh, verehrter Freund Liao Yiwu, sehr geehrte Damen und Herren.

Der PEN, die 1921 in London gegründete Vereinigung von *poets, essayists* und *novelists, playwrights editors* und *non-fiction authors*, ist die einzige wirklich internationale Schriftstellervereinigung, die weltweit in zurzeit 145 Ländern, Exilen und Sprachen agiert. Rund 20.000 Mitglieder zwischen Afghanistan und Zimbabwe oder Zypern, haben die Charta des PEN unterzeichnet und sich verpflichtet, für die Menschenrechte und gegen Rassen-, Klassen- und Völkerhass einzutreten. In Deutschland sind es jetzt 700 Autoren und Übersetzer, die diese NGO, diese älteste den Menschenrechten verpflichtete Nichtregierungsorganisation tragen. Die Freiheit des Wortes ist eines der Rechte, die es zu verteidigen gilt. Die respektvolle Wahrung des Urheberrechts gehört heute dazu. Dabei geht es um Geld, aber auch um die Würde und die Unversehrtheit der Texte.

Der PEN ist keine Standesvertretung. Es gilt als Ehre, in den PEN gewählt zu werden, man kann ihm nicht beitreten. Wenn dies ein Vorteil ist, dann ist es eigentlich der einzige. Alles andere ist Verpflichtung. Die Sorge um Inhaftierte oder auch nur an uneingeschränkter Publikation gehinderte Schriftsteller und Journalisten. Oft kann man nicht mehr tun, als ihnen einen Brief, einen Gruß aus der Freiheit in die Unfreiheit zu schicken. Namen und Adressen verbreitet die halbjährlich vom in-

ternationalen PEN veröffentlichte *case list*. Umgekehrt erreichen uns die Kassiber der Verfolgten, die in Deutschland Zuflucht suchen. Bis zu sieben Stipendiaten können wir in Berlin, in Nürnberg, in München und auch in Darmstadt, dem Heimatort unserer Geschäftsstelle, beherbergen. Wir beraten sie in allen rechtlichen Fragen, geben ihnen und ihren Familien eine Wohnung, ebnen ihnen Wege zur Publikation. Der PEN betreut diese Stipendiaten sehr intensiv, der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien finanziert das Programm. Auch die Städte beteiligen sich. Damit sind in Kürze die beiden Säulen des PEN-Zentrums Deutschland beschrieben, das Writers in Prison- und das Writers in Exile-Programm. Wir arbeiten mit ICORN, mit Amnesty International oder zum Beispiel mit der Heinrich-Böll-Stiftung zusammen. Leider existiert so etwas wie das Writers in Exile-Programm nur im deutschen PEN. Wir leisten diese Arbeit auch deshalb, weil wir uns bei vielen Nationen dafür zu bedanken haben, dass deutschen Exilanten geholfen wurde, als sie vor dem Nationalsozialismus fliehen mussten. Auch die jährliche Vergabe des Hermann-Kesten-Preises, den in diesem Jahr die unter Hausarrest stehende weißrussische Journalistin Iryna Chalip erhalten wird, verweist auf diesen historischen Zusammenhang.

Im fluxus-Raum des Literaturmuseums der Moderne zeigen wir den fließenden Übergang, den *fluxus* eben, zwischen dem drangsalierten oder inhaftierten Autor und dem Schriftsteller im Exil. Wir bewegen uns damit von der Vergangenheit in die unmittelbare Gegenwart, von der Literaturgeschichte in die heutige mehrsprachliche Internationalität und in die Präsenz im Netz. Genau dies ist die wechselseitig befruchtende fluxus-Idee dieser Ausstellung. Das Deutsche Literaturarchiv bettet die PEN-Ausstellung ein in die Geschichte der Literatur, die auch schon weit in die Gegenwart reicht, und der Zeugnisse verbotenen Schreibens. Der PEN öffnet die Tür zur unmittelbaren Gegenwart, zeigt, wie Häftlinge nach der Entlassung aus dem Gefängnis zu Exilschriftstellern werden, die mit uns leben und in ihrer Sprache schreiben.

Im Mittelpunkt des fluxus-Raums zeigen wir einige der zahlreichen eng beschriebenen handschriftlichen Kassiber unseres Ehrengasts Liao Yiwu. Das erste dieser unter furchtbaren Haftbedingungen entstandene Blatt enthält den Prolog einer mehrbändigen Romantrilogie mit dem Titel *Überleben*. Er ist dem ersten Band, *Chinesen*, vorangestellt. Liao Yiwu hat nach seiner Flucht aus der Volksrepublik dieses große, circa 150 Blätter umfassende Kassiber-Werk meiner befreundeten Kollegin Tienchi Martin-Liao, der Präsidentin des unabhängigen chinesischen PEN-Zentrums geschenkt. Sie also ist unsere Leihgeberin. Jedes dieser Blätter entspricht nahezu zehn deutschen Normseiten. Das erste Blatt hat Karin Betz für

uns ins Deutsche übertragen, die Übersetzung finden sie im Katalog der Kassiber-Ausstellung. Wie diese Blätter entstanden und aus dem Gefängnis Nummer 3 der Provinz Sichuan geschmuggelt wurden, hat Liao Yiwu in einem Text beschrieben, der im fluxus-Raum auf Deutsch projiziert wird. In einem literarischen Essay hat Liao Yiwu die in der Haft konzipierten Texte in sein Werk eingeordnet. Diesen Essay hören sie heute nach der Pause im zweiten Teil der Eröffnungsveranstaltung, gelesen vom Autor und seiner Übersetzerin. Wer wissen will, wie es in chinesischen Gefängnissen der 90er-Jahre ausgesehen hat, der lese Liao Yiwus zweites in Deutschland erschienenes Buch *Für ein Lied und hundert Lieder. Ein Zeugenbericht aus chinesischen Gefängnissen*« Die Schilderungen der alltäglichen Gefängnisfolter, all ihrer Grausamkeiten und Obszönitäten sind große literarische Panoramen, die dem Leser keinen Schrecken ersparen. Dem Buch ist ein Brief des Freundes Liu Xiaobo vorangestellt. Liu Xiaobo, der Träger des Kesten-Preises und des Friedens-Nobelpreises 2010, sitzt noch immer in Haft und kein Kassiber hat uns bisher erreicht. Er hatte im Juni 1989 auf dem Tian'anmen mit den Militärs verhandelt und den friedlichen Abzug der Studenten ausgehandelt. Was danach in den umliegenden Straßen und auch in den Vororten Pekings geschah, schildert Liao Yiwu im ersten Teil seines Buches mit großer Genauigkeit. Sein Lied, für das er verurteilt wurde, ist, obwohl es so heißt, keine Schilderung des blutigen Massakers, sondern dessen Vorausahnung. Geschrieben wurde das lange Gedicht am Vorabend der Niederschlagung des Studentenprotestes und des daraus gewachsenen Volksaufstands. Mit Hilfe des Kanadischen Sinologen Michael Day wurde noch in der Nacht zum 4. Juni das Gedicht mit Musik unterlegt und verbreitet. Musik ist eine der Ausdrucksformen, die Liao Yiwu für sein Leben braucht. Sie werden das heute Abend hören und sie hören es auf dem Soundtrack des Films von Ralf Bücheler, der in der Ausstellung läuft. Das Flötenspiel hat Liao Yiwu in seiner Haftzeit erlernt.

An den Wänden des fluxus-Raums sehen Sie sieben Tafeln, die Sascha Feuchert, Julia Paganini, Dirk Sager und Christa Schuenke erarbeitet haben. Zusammen mit Gerhard Schoenberner und mir haben sie ein Konzept entworfen, in dem sich der als Gedicht geschriebene, nie abgeschickte Brief der Krystyna Żywulsk aus Auschwitz-Birkenau neben dem Gulag-Roman Alexander Solschenizyns findet. Das Gedicht der polnischen Widerstandskämpferin, von der man in Auschwitz nicht wusste, dass sie eigentlich Sonia Landau hieß und Jüdin war, gelangte in London in die Akten der polnischen Exilregierung und wurde dort als ein Zeugnis aufbewahrt. *Der erste Kreis der Hölle* konnte als Mikrofilm gerettet werden. Václav Havels *Briefe an Olga* wurden eher zufällig nicht konfisziert, unterliegen aber strengen Bedingungen, die der Autor zu sprengen versteht. Der Iraner Khalil Rostamk-

hani nannte Havels Briefe als Vorbild seiner englisch-persischen Gefängniszeichnungen. Václav Havel ist unser einziger Nicht-Emigrant. Er wurde zum Ehrenmitglied des deutschen PEN ernannt. Khalil Rostamkhani war zwischen 2006 und 2009 Stipendiat unseres Writers in Exile-Programms. Unser Ehrenmitglied, der Kubaner Ricardo González Alfonso hat seine Gedichte in Kleidungsstücke eingnäht und aus dem Gefängnis Combinado del Este einen offenen Brief über den Erhalt der Wahrhaftigkeit, der Ehrbarkeit und des Risikos journalistischer Arbeit geschrieben. Über jene Haftanstalt gibt es einen von Häftlingen mit eingeschmuggelter Kamera hergestellten Film, der ins Netz gestellt wurde. Die satirische Kurzgeschichte *Sibirien* des Kölner Schriftstellers Doğan Akhanlıs ist als Fax an seinen Anwalt gekommen und wurde unter [gerechtigkeit-fuer-dogan-akhanlis.de](http://gerechtigkeit-fuer-dogan-akhanlis.de) verbreitet. Sibirien wird ein Gefängnis in Istanbul genannt. Unsere derzeitige Nürnberger Stipendiatin Mansoureh Shoaieeh aus Teheran hat ihre konfiszierten, ihre gestohlenen Kassiber in poetischen Texten erinnert und imaginiert. Die Originale waren mit schwarzem Stift auf Papiertaschentücher getupft und geschrieben, das ist vielleicht die am weitesten vorangeschrittene Entmaterialisierung des Kassibers, die unmittelbar in die Poesie drängt.

Ulrich Raulff hat sich bei mir und dem PEN bedankt, ich gebe diesen Dank zurück und erinnere an die vielen, Jahre währenden Austausch von Literatúrausstellungen zwischen Marbach und dem Literaturhaus Berlin. Für mich war das jetzt eine schöne Heimkehr nach Marbach. Ich danke für die gute und gut arrangierte Zusammenarbeit. Und eine Bemerkung als Kassiber aus der Eröffnungsveranstaltung erlaube ich mir noch: Ich glaube dieser Katalog wird auf Jahre hinaus ein Handbuch seines Genres werden und Bestand haben. Ich danke Ihnen.

FRITZ J. RADDATZ Meine Damen und Herren, keine langen Namen-Begrüßungen. Hans Mayer – in diesen heiligen Hallen kein ganz Unbekannter – pflegte manche seine Vorträge mit der Rochade zu eröffnen »man ist Literaturkritiker, Literaturwissenschaftler, oder man ist es nicht«. Folgsam beginne ich also mit einer strengen Begriffsbestimmung. Das aus dem hebräischen *Kathabh* gleich »schreiben« abgeleitete *Kethībhā* bedeutet »Geschriebenes« und steht in diversen etymologischen Varianten (etwa *Kasife*, *Kassiwir*), sehr bald für: Pass, Ausweis, heimliche Briefe. »Heimlich« bedeutet, dass es sich um unerlaubt geschmuggelte Mitteilungen von Häftlingen handelt. Wichtig für meine folgenden Überlegungen ist dabei: Mitteilung an einen anderen Häftling oder Mitteilung an Außenstehende?

Also großer Sprung voran. Ich behaupte, dass die grässlich mit dem eigenen Blut in den Spiegel geschriebenen Abschiedsverse von Sergei Jessenin, der sich 1925



durch Selbstmord den stalinistischen Häschern entzog, ein Kassiber waren. Sie enden mit den Zeilen: »Sterben ist nicht neu in diesem Leben, / doch auch Leben ist nicht grade neu.« Es ist natürlich kein Zufall, dass es der rivalisierende Kollege Majakowski war, der aufschrie. Gegen dieses Gedicht konnte nur mit einem Gedicht vorgegangen werden, nur mit einem Gedicht. Das tat er. Er tat aber auch etwas anderes. Er erschoss sich aus denselben Gründen fünf Jahre später. Übrigens mit derselben Pistole, die er einst revolutionär – »Vorwärts, Genosse Mauser« – besungen hatte. Und verabschiedete sich – womit? Mit einem Gedicht. »Wie man so sagt – / »der Fall ist jetzt erledigt«, / das Liebesboot / ist an der Welt zerschellt.« Doch wie hieß das Gedicht? *An Alle*. So hatte Lenins Triumph-Telegramm gelaftet, mit dem er der Welt die gelungene Revolution 1917 verkündet hatte.

*An Alle*, das war gleichsam die grausige Spiegelschrift, Kassiber aus einem Riesenzuchthaus, des Dichters Jessenin gewesen. *An Alle!* – das war die entsetzliche Antwort des Revolutionssängers Majakowski. Sie hatten einander Echo-Kassiber zugesteckt; und sie gellend einer sich dumpf gebenden Welt zugestellt. Nicht erwähnt habe ich in meinen zwei Eingangssätzen, dass das alte Wort *Kasife* auch ›amtliche Papiere‹ bezeichnet. Wahrlich, die beiden an- und ausgedeuteten Gedichte sind ›amtliche Papiere‹. Sie waren nicht leise geschmuggelt, sie waren geschrien.

Geschmuggelt indes waren die letzten Gedichte des 1958 gestorbenen DDR-Kulturministers Johannes R. Becher. Als junger Star des frühen Insel Verlages hoch gelobt, zum Beispiel von Harry Graf Kessler, nach vielen Konversionen kommunistischer Exilant in Moskau – und zunehmend enttäuscht in der DDR, so verbittert, dass er sich Ehrungen und Beerdigungszeremonien testamentarisch verbat. Er, der zeitlebens pompös Gefeierte, Nationalpreisträger und Morphinist, Politbüro-Mitglied mit eigenem in West-Berlin zugelassenem Wagen für die Strichjungen vom Savignyplatz: Er hatte den Weihrauch der Funktionäre als Stickluft erkannt. Kurz vor seinem Tod hatte er seiner Frau Lilly Becher Aufzeichnungen übergeben, die sie – so rasend dreht sich das Rad Geschichte – mit Hilfe der sowjetischen Wissenschaftlerin Tamara Motyljowa vor einem Mielke-Zugriff heimlich nach Moskau schaffte. Der frühere Katholik legte die Beichte ab über vergiftete Selbstumarmung. »Ein Dichter war ich wohl«, heißt es da, »doch schon früh verderbt schrieb ich nur das Genehme ...« Wollen wir das getrost, doch ungetröstet, Kassiber nennen. Einer von Bechers Nachfahren, der 1955 geborene Lyriker Reiner Kunze, benannte dann so traurig wie präzise die, wie er es nannte, *Sechs Variationen über »die Post*, in denen es heißt: »Auch die Briefe, die wir / schweigen, werden / durchleuchtet«. Um fortzufahren: »Nackt / ließen sie ihn stehn / im

scheinwerferkegel, meinend // entblößt zu haben / den menschen.« Das Buch durfte in der DDR nicht erscheinen. Es fiel nicht aus den vergitterten Fenstern auf das Pflaster der Arbeiter.

Am anderen Ende der Welt, wo unsereins lauter Audrey Hepburns in weißen Cadillacspazieren fahren wähnte, übertönten jedoch auch Polizeisirenen die Stimme der Dichtung. Als 1947 der damals 21-jährige Allen Ginsberg sein großes Poem *Howl* schrieb, war es in USA nicht publizierbar. Es dauerte lange, bis *Das Geheul* Gehör fand, als ein couragierter New Yorker Verleger in der Nummer eins seiner Avantgarde-Zeitschrift es abdruckte. Hören Sie ein paar Zeilen von dem, was ich ein blasphemisches Gedicht nenne, rasend in seinem Menschenmitleid, obszön in seiner Güte: »Ich sah die besten Köpfe meiner Generation zerstört vom Wahnsinn, hungrig hysterisch nackt, / bis sie im Morgengrauen sich durch die Negerstraßen schlepten auf der Suche nach einer wütenden Spritze. / Hipster mit Engelsköpfen, süchtig nach dem alten himmlischen Kontakt zum Sterndynamo in der Mechanik der Macht, / die armselig und abgerissen und hohläugig und high wach / hockten und rauchten im übernatürlichen Dunkel von / Altbauwohnungen, in Jazz-Meditation schwebend über dem Häusermeer der Städte, die dem Himmel ihre Hirne entblößten unter der Hochbahn und mohammedanische Engel taumeln sahen und Mietskasernendächern in Strömen von Licht, / die durch Universitäten gingen mit verklärten wissenden Augen und Halluzinationen / hatten von Arkansas und mystischen Blake-Tragödien zwischen den Solaren des Kriegs, / die von den Akademien relegiert wurden, als Irre und weil sie obszöne Oden kritzelten auf die Fenster des Totenschädels.«

Hören, sagte ich. Wenn einer von Ihnen Zeit dazu hat, möge er sich die Schallplatte – es gibt auch eine CD – besorgen, auf der Allen Ginsberg selber seine große Wehklage spricht; er wird dann besser, als ich es vermitteln kann, verstehen, dass wir es mit einem Palimpsest zu tun haben, einer Schrift über der versteckten Notenschrift eines Chorals.

Vom schallenden Geflüster der Literatur zum Wispern der Eingesperrten. Da muss, so peinlich es anfangs klingen mag, vielleicht sollte ich mich gar dafür entschuldigen, und so exemplarisch es dann doch ist, von mir die Rede sein; von autobiografischen Erfahrungen. Ich war sehr jung, noch keine zwanzig, da verlegten wir im Ostberliner Verlag Volk und Welt (dessen stellvertretender Cheflektor ich später wurde) das Buch *die letzten Stunden* von Harald Poelchau. Er war der Anstaltsgeistliche gewesen, der die von den Nazi-Schergen ermordeten Männer des 20. Juli in den Tod begleitet hat. Und zuvor Dutzende Kassiber für deren Angehö-

rige unterm Talar herausschmuggelte. So zum Beispiel die geheimen Briefe, die Helmuth und Freya von Moltke einander schreiben konnten, von September 1944 bis Januar 1945 an den Wachen im Gefängnis Tegel unter Einsatz seines Lebens von Poelchau vorbei geschmuggelt. Dokumente davon finden Sie in dieser ganz wunderbaren Ausstellung. Ich mochte Poelchau, als sei er mein väterlicher Freund. Indes er aber der wirklich enge Freund meines Vormunds und Pflegevaters war – ein damals knapp 30-jähriger Pastor aus dem protestantischen Widerstand; gläubiger Christ – übrigens auch mein Religionslehrer –, Marxist, Jungkommunist. Es gab ungerade Lebensläufe in der Nachkriegszeit, Sprachbanalitäten à la »zielführend« oder »nachhaltig« gab es noch nicht. Die Absurdität jener Zeit wollte es, dass dieser Pastor, Hans-Joachim Mund, mein Vormund, eine Art Nachfolger seines Freundes Poelchau wurde, der ihm bei seinem schweren Entschluss zu Seite stand, ihn beriet, ihm Hilfe bot. Was war der schwere Entschluss? In einem inoffiziellen Konkordat hatten sich die Leitung der protestantischen Kirche *in persona* des Propstes Grüber und das Politbüro der SED darauf geeinigt, dass ein Geistlicher sämtliche politische Haftanstalten der DDR (nach meiner Erinnerung waren es 15) besuchen, dort Gottesdienste feiern und – dies der wesentliche Vertragspunkt – unbeaufsichtigte Sprechstunden für Häftlinge abhalten durfte. Es gab im ganzen Lande nur eine einzige Person, auf die man sich einigen konnte: den kommunistischen Pastor Mund. Mitarbeiter gar des ZK der SED (mit Sonderausweis, der ihm zum Beispiel das Nacktbaden mit mir, seinem Mündel, an der Ostsee erlaubte), schließlich hoher Offizier der Volkspolizei ohne Uniformzwang, aber mit entsprechenden Papieren. Dieser Mann hat schier Unermessliches auf sich genommen, geleistet.

Das fängt mit scheinbaren Banalitäten an, einer in der Sprechstunde geschälten Orange (etwas, das die oft schwer kranken Häftlinge nie je gesehen hatten), die er dann wie zufällig mit der Bibel über den Tisch schob – bis, ja eben, bis zu den Kasibern, Hunderte von mit rostigen Nägeln beschriebene Zettel, Papierfetzen voller Krakel, die ein abgebrochener Fingernagel getränkt mit Läuseblut geschrieben hatte. Die Gefangenen werden wohl nicht gewusst haben, dass mehr als zwei Jahrhunderte vor ihnen ein anderer Insasse versteckte Papiere mit Lichtputzscheure, dem Dorn einer Kleiderschnalle oder Gabel beschrieben hatte. Christian Friedrich Daniel Schubart, eingesperrt auf dem Hohenasperg.

Von ihm, unzähligen anderen Geschundenen und ihrem Schicksal in Finsternissen gibt diese schlechterdings großartige Ausstellung Zeugnis, die heute zu eröffnen ich die Ehre habe. Auch, indem ich Zeugnis von jenen in den tuberkuloseverseuchten Karzern ablege, von den Verschwundenen spreche, die ein sozialistisch

sich nennender Staat zermalmte. Nur wenig Hilfe konnte man ihnen angedeihen lassen. So hatte sich Anfang der 50er-Jahre in Westberlin – dorthin konnte ich ungehindert mit S- oder U-Bahn noch fahren – ein Ring von Helfern gebildet, an der Spitze stand Margarethe Lachmund, die Chefin der »Quäker«. Sie besorgte jene Orangen, auch Schokolade, die Zigaretten, die sich der Kommunistenpfaffe – selber Nichtraucher – in der Sprechstunde anzündete, um sie dann aus Versehen auf dem Tisch liegen zu lassen. Und sie kümmerte sich um jene sensiblen Wege der Post, die Briefträger Fritz Raddatz nach Zehlendorf gebracht hatte. Manchmal ging das auch schief. Als ich bei einem Hamburg-Besuch an der Tür der vor kurzem aus der Haft entlassenen Mutter von Kempowski klingelte und sagte »ich bringe einen Brief Ihres Sohnes aus Bautzen« – wo Walter Kempowski einsaß –, ließ sie mich nicht ein. Sie hielt mich für einen Stasi-Spitzel. Wie ich Jahre später den Autor Walter Kempowski entdeckte und förderte, lasse ich hier und heute außer Acht, das ist inzwischen Literaturgeschichte, vielfach dokumentiert und öffentlich bezeugt von den beiden Freunden, die wir dann wurden. Noch aber saß Walter Kempowski in Bautzen. Mal im Verhör-Eiskeller, mal in Einzelhaft, und dann wurde er Chorleiter für die Gefangenen-Gottesdienste von jenem Pastor Mund. Das aufschreiende nächtliche Erwachen des bald nicht mehr kommunistischen ZK-Pastors, sein Um-sich-Schlagen, schweißnass, sein stundenlanges Schweigen, und dann das Hervorbrechen von Horrorberichten, die ich ihnen hier, heute, erspare, habe ich nie vergessen. Da ich ihn auf vielen dieser Schreckensreisen begleitete, bis spätabends auf die Rückkehr eines Schreckgespensts gewartet habe, Mündel und Lebenspartner, bin ich Mahner des Nicht-Vergessens. So, wie ich viele Jahre seinen winzigen Talisman geschützt habe. Das war ein kleines Kreuz, gebastelt aus Haaren, Draht, einigen wenigen Holzsplittern. Daran hing ein ganz kleiner Jesus, der war mal ein Löffelstiel gewesen. Das hatten ihm als Dank, aus Dankbarkeit, Häftlinge nächtlich zusammengebastelt. Mit Sperma. Es war ihr Geschenk. Darf ich das einen Kassiber nennen?

Fast auch jenes Stück aus der Kerkertür Voltaires, der 1717 als 23-jähriger unschuldig elf Monate lang in der berühmtesten Bastille inhaftiert war? Schubart soll sie – er starb 1791, vier Jahre zuvor freigelassen – noch als Souvenir an das am 14. Juli 1789 erstürmte Pariser Stadtgefängnis erhalten haben.

Was also ist ein Kassiber? Er ist Notruf und – falls erhalten – Zeugnis, das uns zum Erinnern zwingt. Die Gebildeten unter meinen Verächtern hier im Saal, die Mehrzahl also, kennen die zwei Eingangssätze, mit denen Thomas Mann sein machtvolles Gedächtnis-Epos, die Josephs-Romane, einstimmt: »Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?« Nein, wir sollen gründeln, forschen, tief nach Brunnen und versiegten Quellen suchen.

So denke ich, dass nicht zuletzt auch Briefe Kassiber sind. Ausweisepapiere, um noch einmal die Etymologie zu strapazieren, wie das eingedeutschte hebräische *Kasife* auch verstanden sein will. Ausweise oft einer inneren, subjektiven, tief-existenziellen Verzweiflung. Der Schreiber solcher Briefe weist sie aus im Sinne einer Ausstülpung. Auch, wenn diese Briefe nicht durch Gitter geschoben, sondern zur Post gegeben werden. *Pars pro toto* erinnere ich an die glanzvoll grässlichen, hoffärtig verzweifelten Briefe von Joseph Roth an Stefan Zweig. Der emigrierte Jude an den Juden im Exil. Im Jiddischen hat das Wort »Elend« auch die Bedeutung »Fremde«. So haben wir diese Zeugnisse des Elends aus der Fremde zu lesen. Geheimschrift eines unerbittlich in sich und seine Überzeugungen Eingekerkerten. Zu bitten um Rat, um Hilfe, auch um Geld, wusste Joseph Roth sehr wohl. Bittlich war er nicht. Tief berührend auch die seltsam friedlichen Briefe des liebevoll um seine beiden Kinder, denen er aus Plötzensee schreibt, besorgten Vaters, des jüdischen Architekten Pali Meller. Mal sogar die Grammatikfehler der Kleinen korrigierend, mal Märchen erzählend wie eine Streicheleinheit, und mal, einen Tag vor Silvester 1942 gleichsam von sich selber Abschied nehmend: »Ich kann stündlich hier abgerufen werden ins Ungewisse. Aber ich kenne keine Angst.« 1943 verreckt der wegen Rassenschande zu sechs Jahren Zuchthaus Verurteilte im Zuchthaus Brandenburg. Zuvor geht noch dieser Gruß an die elf und sieben Jahre alten Kinder Paul und Barbara: »Bald habe ich Geburtstag und werde keinen Gutenmorgenkuss von Euch haben. Aber geschenkt wird nichts! Heb ihn mir gut auf – eines Tages komme ich und hole mir alle versäumten Küsse ... Bis dahin bleibt es bei Papierküssen – und davon schickt Dir diesmal 365 Stück Dein Dich liebender Papa.«

Die Geschichte eines anderen Briefkonvoluts – fast, da Jahrzehnte unpubliziert, könnte man von einem Samisdat sprechen – ist zumindest bizarr. Bizarr, wenn nicht auf der Kippe zur Katastrophe, als die Walter Benjamin, wie wir wissen, den Lauf der Geschichte sah. Kurt Tucholsky, seit 1929 in Schweden lebend und trotz der Scheidung 1933 mit Mary Tucholsky weiter in Briefkontakt (die Scheidung geschah einvernehmlich zum Schutz der Frau, die mit diesem Namen in Berlin wohnend extrem gefährdet war; Tucholsky galt, wie wir wissen, den Nazis als Staatsfeind Nummer 1), schrieb ihr kontinuierlich, gar um politischen Rat bittend. Ich erspare Ihnen und mir heute Abend eine Analyse jenes erschütternden Abschiedsbriefes des Todgeweihten. Abschied von Mary, Abschied von der Welt. Der Text bräuchte einen eigenen Interpretations-Essay. Was ich erzählen will, ist ein Kassiber-Schicksal. Mary Gerold, wie sie sich nun nannte, blieb im Fokus der Gestapo. Vernehmungen, zwei Hausdurchsuchungen. Bei der ersten erschienen zwei

SS-Männer. Als gründliche Deutsche durchwühlten sie Schreibtischfächer, Nachttischschubladen, das Bett. Mary Gerold aber hatte sämtliche Briefe Tucholskys aufbewahrt. Sie lagen in ihrem Kleiderschrank. Als die schwarzen Herren den zu ihrem verzweifelten Entsetzen öffnen wollten, reckte die große blonde Baltin sich auf und herrschte die Satrapen an: »Sie wollen doch wohl nicht in der Wäsche einer Dame wühlen.« Bizarr, sagte ich eben? Tatsächlich bekamen die Wühler rote Köpfe. Sie machten den Kleiderschrank von außen wieder zu.

Als ich Jahrzehnte später nach langem Kampf (Mary wollte nach dem Motto »das ist privat, das geht niemanden etwas an« die Briefe verbrennen) – etwa 1960 – die Originale aus ihrem Rottacher Knusperhäuschen in meinen VW packte, habe ich diese stolze und oft auch harte Frau das einzige Mal weinen sehen. Und als ich auf dem Münchner Hauptbahnhof zum Schlafwagen ging, neben mir der Dienstmann mit der Karre, auf der dieser Koffer voller Leben lag, das Leben zweier Menschen und das Leben der ganzen Weimarer Republik, da, ich schäme mich nicht, das zuzugeben heute Abend – schossen auch mir die Tränen in die Augen. Ich transportierte mehrere hundert Kassiber.

Nun ein kleines Atemholen.

Ich weiß ja, wo ich bin: im Süden Deutschlands, dort also, wo man auch den Genüssen des Lebens zugeneigt ist. In Frankreich ist es üblich bei längeren Dinern nach einem eher schweren Hauptgang, den Sie eben verdauen mussten, zur bekömmlichen Erleichterung ein Sorbet zu servieren, das kitzelt den Gaumen und weckt die Neugier auf das nächste Gericht. Lassen Sie mich für einen kurzen Moment nach Frankreich schweifen und Ihnen ein Sorbet servieren.

Madame Pompadour geht in den Tuileries-Gärten spazieren. Es folgt ihr ein strammer Grenadier. Der gibt ihr einen kräftigen Klaps auf den Popo. Der Grenadier wird eingesperrt. Er besticht einen Wärter. Die mächtige Mätresse erhält einen Kassiber, einen winzig gefalteten Zettel: »Madame, wenn Ihr Herz so hart ist wie Ihr Hintern – dann bin ich verloren.« Der zum Postillion avancierte Wächter bringt einen Kassiber zurück, ein Billet in den Karzer: »Monsieur, wenn Ihr [räuspert sich] so hart ist wie Ihre Hand – venez demain.« Sie sehen, meine Damen und Herren, es gibt auch frivole Kassiber, die zu einem – so darf man in diesem Fall wohl annehmen und hoffen – vergnüglichen Ende führen.

Es gibt – gleichwohl Erotisches fortführend – auch weniger Galantes zu erzählen. Zwölf Meter lang und elf Zentimeter breit ist die Papierrolle, auf die einer der be-

rühmtesten Kassiber der Literaturgeschichte geschrieben worden ist, *Die 120 Tage von Sodom*, die Geschichte von vier Libertins, die 120 Tage lang die unterschiedlichsten Sexualpraktiken mit unterschiedlichsten Partnern ausprobieren, darunter ihre Töchter. Der Autor hieß Marquis de Sade, 1772 zum Tode verurteilt, weil er angeblich zwei Prostituierte mit aphrodisierenden Bonbons zum Analverkehr gezwungen habe. Er saß nach missglückter Flucht gen Italien seit 1777 in der Festung Vincennes, ab 1784 in der Bastille. Die Endlos-Rolle bekritzelt er auch von hinten, versteckt sie. Ungewiss bleibt, ob er durch das Rohr, mittels dessen er aus dem Fenster in den Festungsgraben urinieren musste, auch Teile seiner »unanständigen Botschaft«, wie sie hieß, retten konnte. Jedenfalls blieb die heute weltberühmte Schrift im Privatbesitz einer französischen Familie erhalten.

Mein Begreifen unseres Hauptworts indes ist nicht so ergötzlich. Ich sehe weniger ein Feuerwerk der Lustbarkeiten als vielmehr hochschießende Notraketen. Verquere Dialektik: Manchmal kommen die nicht *aus* Kerker, Zuchthaus, Folterlager – sondern zielen *in* sie hinein. Sehr genau erinnere ich mich unseres unbedarften Erstaunens, als der frisch an die Humboldt-Universität Ostberlin berufene Professor Alfred Kantorowicz den Studenten gefälschte gelbe Reclam-Hefte aus seinem Privatarchiv zeigte, da stand »Goethe« oder »Schiller« auf dem Umschlag. Der innen gedruckte Text aber war jeweils eine Zusammenstellung antifaschistischer Pamphlete, die Emigranten in Paris verfasst und auf diese Weise nach Deutschland hinein verschickt hatten. Unsere fabulöse Ausstellung zeigt unter der Rubrik »Maskiert« andere solcher Tarnschriften, die zum Beispiel alliierte Flugzeuge im Krieg abgeworfen haben und die erst einmal durch Titel wie *Soldatenblätter für Feier und Freizeit* oder *Die Nähmaschine, ihre Behandlung und Reparatur* unverfänglich schienen – bis ein Leser dann Anti-Hitler-Reden von Thomas Mann oder ein Brecht-Gedicht darin entdecken konnte.

Keineswegs will ich es missverstanden wissen als Höflichkeit gegenüber dem Ehrengast dieses Abends, meinen Kollegen Liao Yiwu, wenn ich hier sein Gedicht *Massaker* nenne: Das ist ja Mahnung wie Warnung in das Riesengefängnis China *hinein*. Dort wird es versteckt werden müssen wie einst eine tapfere Freundin des rumänischen Dichters Oskar Pastior dessen antisowjetische Lagergedichte versteckte. Und durchaus wollen wir eingedenk bleiben seines Satzes: »Mir ist die Sprache zerbrochen im Lager.« Doch Sprache ist nicht nur das Geschriebene. Nun falle ich aus dem strengen Gesetz der Etymologie: Sprache ist auch das *gesprochen* Überlieferte. *oral history* nennt man den Ursprung aller Literatur. Was ich hier wiedergebe, ist der mündliche Bericht einer 1943 Zwölfjährigen über ihren jüdischen Vater und die nichtjüdische Mutter. Der Bericht lautet:

Meine Mutter hat um Papa gekämpft wie eine Tigerin, eine heulende und kreischende Kindertruppe eingesetzt. Ihr eigener Vater hatte dem Schwiegersohn und den Enkeln verboten, das Haus zu betreten, und als sie in Panik eine Nacht Unterschlupf für sich und ihren Sohn bei einer Cousine suchte, stellte deren Mann ihr die beiden Pappkoffer vor die Tür und schob sie samt meinem Bruder hinaus. Meine Mutter hat – als das Wort »Mischehen Rosenstraße weitersagen« durch eine Februarnacht des Jahres 1943 wisperte – mehrere hundert Frauen alarmiert und ist mit denen zu dem damaligen Haus der Jüdischen Gemeinde gezogen, zwischen Littenstraße und Spandauer Straße, unter der S-Bahn durch zum Hackeschen Markt: die einzige wirkliche Demonstration in der gesamten Nazi-Zeit. Die Frauen kämpften um ihre jüdischen Männer – eine schweigende kleine Armee in Kopftüchern und mit Henkeltaschen. Die Straßenbahn bimmelt, sie weichen nicht. Polizei kommt, sie schwappen in die Heidereutergasse, in die Burgstraße, in die Spandauer Straße. Der mitternächtliche Bombenangriff, bei dem die Hedwigskirche, die Münze, die Reichsbank zerstört wurden, beendete die grausige Szene. Der Spuk war vorbei, um Platz zu machen dem nächsten.

Bürgschaften aus den USA, Affidavits, Visa: Mal war das eine verfallen, mal kam das andere zu spät. Und als alles da war, abgeschickt von einer jüdischen Hilfsorganisation aus Farmingdale in New Jersey und meine Mutter in die damalige Friedrich-Ebert-Straße rast, die nun Hermann-Göring-Straße heißt, ist die Botschaft geschlossen. Deutschland hat den USA den Krieg erklärt. Aber sie wussten das nicht. Jüdische – auch jüdisch versippte Familien – durften kein Radio haben, keine deutsche Zeitung abonnieren. Manchmal gingen sie zum Ullstein-Schaukasten am Hackeschen Markt und lasen den Aushang. »Ich wäre nicht geblieben«, heißt es oft. Wie leicht sich das so sagt. Wohin? Mit was für Geld? Palästina war für viele eine Art Wüstenei. »Wir waren und wir sind Deutsche«, sagten und dachten viele. Sie wollten sich von biertrunkenem Pöbel nicht ihre Heimat absprechen lassen. Aber in Wahrheit waren wir ausgesetzt und Aussätzige. Der Jüdische Kulturbund war aufgelöst, das Feigenblatt für eine Nation, die sich anschickte die Welt zu erobern, nicht mehr nötig. Der letzte Auftritt der jüdischen Schauspieler des Kulturbundes fand in der Oranienburger Straße Nummer 31 statt; da durften sie die Mitgliederkarten der nun verbotenen jüdischen Gemeinden sortieren und die Listen für Abholen und Abtransport anlegen, unter ihnen auch der letzte jüdische Chefredakteur in Berlin, Leo Kreindler. Zu ihm trat der SS-Obersturmbannführer Brunner und sagte: »So, und nun setzen Sie ihren Namen auch noch als Letzten auf die Liste. Dann ist sie fertig.« Kreindler hatte Glück. Er starb in derselben Sekunde am Herzschlag.



Und Papa wird zur Zwangsarbeit in einer Wäscherei und Färberei abkommandiert, das war die ›Freiheit‹, die meine Mutter ihm erstritten hatte. Kügler & Kruse reinigen und flicken die zerschossenen, blutgetränkten Uniformen von Deutschen, Franzosen und Russen, damit sie wieder verwendet werden können. Auf dem Weg zum S-Bahnhof Lichtenberg trägt Papa *seine* Uniform – den sechszackigen Stern. Nie hat dem von Schwerstarbeit zermürbten Mann auch nur jemand einen Sitzplatz angeboten, eine Zigarette, irgendetwas. Und Herr Kruse hatte diese schöne, deutsche Gemütlichkeit: »Früher warn meine Kundn fast allet Judn. Da wer ick dem hier schon nischt tun, wenna ordentlich arbeetet. Aba Zucka inn Arsch pust ick ihm ooch nich.« Mein Vater schleppt die schweren Uniformpakete, damit Eure Soldaten wieder wohlgekleidet in andere Länder einfallen können. Mein Vater, der Jude, steht an Maschinen, die man Juden gestohlen hat, und arbeitet als Sklave für die deutsche Wehrmacht. Und mein Vater, als die ersten Fremdarbeiter beim gutmütigen Herrn Kruse ihr Blut aus Jacken, Hemden, Hosen waschen dürfen, ist der Dolmetscher. »Towaristschi« ist das erste Wort, mit dem er die verhungerten, verlausten, abgerissenen begrüßt. Er hat das Wort nie vergessen, und ich auch nicht. Es heißt ›Genosse‹.

Wollen wir das gelten lassen als Kassiber? Ich bitte darum, denn schon das geflüsterte »Rosenstraße-Weitersagen« ist einer, ist das Raunen Verdammter.

Ihr Wort als Hoffnung zur Freiheit ist damit selber ein kleines Stück Freiheit. Das wuchert in gar verschiedenen Genres. Beim berühmten Dichter des arabischen Mittelalters lesen wir: »Dem Wort des Herrschers widersprechen wollen, heißt, seine Hand im eigenen Blut baden. Wenn er am hellen Tage sagt: ›Es ist Nacht‹, so spricht: ›Hier sind der Mond und die Plejaden‹.«

Ein anderes Beispiel: Während der Diktatur in Haiti führten Wanderschauspieler, die beim Erscheinen einer Polizeistreife jederzeit in die Menge untertauchen konnten, Szenen wie die Folgende in den Straßen der Hauptstadt auf: Ein Polizeioffizier hält lauthals einem Verhafteten dessen Vergehen vor: »Man wirft dir vor, dein Geld den Polizisten nicht freiwillig zu geben. Du sollst dich geweigert haben, dem großen Chef die Stiefel zu lecken. Du wirst beschuldigt, die Wahrheit gesagt zu haben.« Straßentheater also. Doch an welche Theateraufführung erinnert uns das? Ganz gewiss an Bertolt Brechts wohl einziges autobiografisch gefärbtes Stück über Galilei; dessen *Discorsi* sein Schüler Andrea hinter Virginias Rücken aus dem Hause trägt, ermahnt mit dem Satz: »Gib acht auf dich, wenn du durch Deutschland kommst, die Wahrheit unter dem Rock.« Warum gaben wir im Rowohlt Verlag

dem tapferen Lektor Bernd Richter den Spitznamen Galilei? Er hatte in seiner Unterhose des widerständigen Robert Havemanns Manuskript von *Dialektik ohne Dogma?* aus der DDR herausgeschmuggelt, das wir dann verlegten. Die verschlungenen Schleichwege in die Freiheit schlängeln sich von Haiti über den Ostberliner Schiffbauerdamm bis in den Iran. Einer der führenden Autoren der iranischen Gegenwartsliteratur, Ali-Akbar Sa'idi Sirjani, der an den Folgen der Haft starb, schrieb bereits lange vor seiner Verhaftung eine Kurzgeschichte, die das eigene Schicksal vorwegnahm. Wir erfahren in dem Text eine fiktionale Wirklichkeit, also Wahrheit. Ein Schriftsteller wird von der Polizei abgeholt. Bevor sich die Gefängnistore hinter ihm schließen, richtet er an seine Frau eine Bitte. Sie ist einen Satz lang: »Wenn du mich morgen im Fernsehen siehst, wie ich meinen Verrat und meine Verbrechen gestehe, alle meine Lügen bekenne, mit denen ich die frommen Gläubigen irregeleitet habe, und meine geheimen Kontakte zum Ersten Sekretär der Russischen oder der Amerikanischen Botschaft gestehe und die Summen nenne, die ich für meine Spionagetätigkeit erhalten habe, dann – versprich es mir heute und hier – darfst du nichts davon glauben und nicht öffentlich gegen mich auftreten.«

Wer nicht schon in der Brecht-Premiere fror, friert jetzt.

Es gibt keine Genre-Grenzen für das, was wir unter »Kassiber« zu verstehen haben. Auch ein Film kann das sein. Etwas Volker Schlöndorffs *Das Meer am Morgen*, der kürzlich in die Kinos kam. Wer aber bei dem so behutsam wie entsetzlich ausgezirkelten Bericht über die Erschießung der fast 100 französischen Geiseln, von Hitler persönlich angeordnet als Rache für das Attentat auf einen Offizier der Nazi-Okkupanten in Nantes, der Jüngste ein 17-jähriger. Der Abschiedsbrief von Guy Môquet ist – in Ernst Jüngers Übersetzung – in der Ausstellung zu sehen. Grausig auch nur das Stück, den Fetzen anzusehen. Wer diesen Abschiedsbrief von Guy Môquet, ermordet im Oktober 1941, der heute in allen Schulen Frankreichs Pflichtlektüre ist – wahrlich, ich sage euch: Wer beim Anschauen dieses grausigen Dokuments keinen Riss in der Seele bekommt, der hat keine Seele.

Sie sehen, meine Damen und Herren, ich bin selber nichts als ein einziger Kassiber.

U.R. Lieber Herr Raddatz, haben Sie großen Dank für diesen bewegenden, großen Kassiber, den Sie uns zu lesen gegeben haben. Vielen Dank!

Meine Damen und Herren, wir haben jetzt eine kleine Pause von circa 20 Minuten. Draußen warten kleine Erfrischungen auf Sie und dann geht es in 20 Minuten wei-

ter mit unserem anderen Ehrengast des Abends. Ich freue mich, Sie in 20 Minuten alle wieder hier versammelt zu sehen, vielen Dank.